



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Fastnachtsscherz.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Fastnachtscherz.

Friedrich Ferdinand Graf von Beust. Sein Leben und vornehmlich staatsmännisches Wirken von Dr. Friedrich W. Gbeling, Herzogl. Sächs. Archivrath. Erster Band. Mit Porträt in Stahlstich. Leipzig 1870.

Leuten von der Feder will es nicht anstehn, mit der Zipselkappe und Pritsche sich dem Genuße eines der landesüblichen „Fastnachtsulle“ hinzugeben und doch haben auch sie, wie alle andern Menschenkinder, ein unverjährbares Anrecht auf Spaß d. h. darauf sich wenigstens einmal im Jahr gründlich zu erlustren. Der Widerstreit zwischen den gaukelnden Gebilden der Faschingslust draußen und der kahlen Nüchternheit der Studirstube erzeugt aber, wie bekannt, leicht Sentimentalität, Melancholie, sogar Weltschmerz. Auch der Schreiber dieser Zeilen war schon ziemlich weit auf dieser verhängnißvollen Klimax vorgerückt, als ihn auf einmal ein Buch, und zwar ein dickes und funkelnagelneues Buch in die echteste Carnevalsstimmung entführte. Selbstverständlich hat er aus selbigem Buche nichts, auch gar nichts gelernt, was man so lernen heißt, aber darauf kommt es gar nicht an, weder für ihn, den Leser, noch für das Buch. Warum sollte dasselbe nicht seine Mission erfüllt haben, wenn es auch nur Einen gründlich von allem Schmerz und aller Schwerblütigkeit curirt hat und warum sollte es nicht viele davon curiren?

Denn gibt es etwas spaßhafteres, als ein Buch von zwei dicken Bänden zur Verherrlichung eines noch lebhaftig unter uns wandelnden Heroen bestimmt, das mit einem gründlichen, absoluten Fiasco ebendesselben, d. h. mit dem Jahre 1866 schließt und ihn auch dann noch ruhig, als wäre nichts geschehen, fort essen, trinken, schlafen, auch wohl Staatsgeschäfte treiben läßt? Wir sind zu gut geschult, um nicht volle Ehrfurcht vor der Tragik eines Heldenlebens zu empfinden, aber dann muß es auch tragisch enden, d. h. der Held muß, wenn er Alles, was er angefangen, gründlich verpuscht hat, mit Strick, Dolch oder auf irgend eine andere erschütternde Weise sich von uns verabschieden. Ein bankrotter Held, der noch einmal seinen Laden aufmacht, nachdem er ihm von Gerichtswegen versiegelt worden, mag für sich selbst das bessere Theil erwählt haben, denn jene gewaltsamen Katastrophen sind nicht Jedermanns Liebhaberei: aber ein Trauerspiel kann man nicht daraus machen, kaum ein Rosebuesches Nührei. Hier aber ist's auf tragische Effecte abgesehen, das zeigt schon Sprache und Stil, auch wenn es der Verfasser nicht ausdrücklich und oft uns zu Gemüthe führt. Sein Held ist der gute Genius Deutschlands, der im Kampfe mit dem Satanas — selbstverständlich trägt dieser die schwarzweiße Cocarde, oder ist, seitdem die alte ganz schwarze Montur orthodoxer Zeiten nicht mehr gelten soll, auch ganz und gar in

schwarzweiß costümiert — nach furchtbaren Mühsalen, unglaublichen Productionen von Geist, Scharfsinn, Charakterstärke und namentlich von dem, was die deutsche Sprache bisher Ehrlichkeit und Gesinnung zu nennen pflegte, endlich doch unterliegt. Warum muß der fatale Schluß das Alles verderben? Warum hat sich der Verfasser, der sich doch sonst über die trivialen Vorurtheile der sogenannten geschichtlichen Treue und Thatsächlichkeit weit erhaben zeigt und dieselbe nicht bloß durch seine Darstellungsweise selbst, sondern auch in freien lyrischen Ergüssen mit gebührendem Hohne behandelt — warum hat er, fragen wir, in diesem einen Falle sich von der schönsten Wirklichkeit dämpfen lassen? Er konnte ja, wie so vieles Andere, auch eine prächtige Katastrophe erfinden. Höchstens hätte er sich mit seinem Helden in Rapport setzen und ihn fragen dürfen, welches der möglichen durchs Herkommen geweihten Expedittivmittel seinem Privatgeschmack am besten anstehe. Und gewiß hätte ein so urbaner Mann wie Graf Beust diese Frage nicht so übel genommen, wie vielleicht ein anderer vulgärer Brummbar. Auf diese Weise aber fallen die in ihrer Art wahrhaft tiefgefühlten und originell ausgedrückten Intentionen des Verfassers in den Brunnen, wie z. B. folgender Passus der Vorrede, den wir, weil wir heute Fastnacht schreiben, wörtlich hersetzen: „Bin ich folglich in die Lage gerathen, hie und da an ein nachsichtiges Urtheil appelliren zu müssen, so doch gewiß immer darum, daß ich meinem Gebilde auch apologetische Tinten austrug. Ich würde ja offenbar ohne diese Zuthat den einen Cardinalpunkt meines Unterfangens verfehlt, überdies noch mehr gegen die sittlichen als formalen Anforderungen auf die Kunst der Biographie verstoßen haben. Schließen indeß schon der Gegenstand dieses Versuchs und meine ganze literarische Vergangenheit selbst den leisesten Verdacht einer Abirrung meinerseits nach der Seite des positiv Schlechten, der Pasquillirung hin, von vornherein aus, so mache ich mir gleichwohl kein Hehl, daß dieser und jener mit der Muthmaßung eines andern Abirrens nach der Seite des negativ Schlechten, des Panegyricismus hin, an mich herantreten dürfte. Diese Muthmaßung wird sich nicht bestätigt finden. Geht der Leser an die Lectüre meines Buches in der Weise, welche jeder Schriftsteller zu beanspruchen berechtigt ist, nämlich mit der Vorausetzungslosigkeit der freien Prüfung; verlangt er keine andern Grundsätze von dem Geschichtsschreiber, als beispielsweise die im Vorwort zur zweiten Auflage (NB.!) meiner französischen Geschichte aufgestellten, ist er billig denkend genug, darauf zu verzichten, daß ich irgend einer Partei des Tages mit Haut und Haar angehöre — wahrscheinlich, erlauben wir uns hier zu unterbrechen, wird wohl keine derselben solche unbillige Anforderung an Haut und Haar erheben, sondern sich mit der Feder des Herrn Verf. begnügen —; läßt er endlich das zur Prüfung der vor ihm entrollten Skizzen erforderliche

Nicht durch den Focus des Ursazes gleiten, daß auch der wahre Staatsmann einem Vaterlande, einem Volke von ganzer Seele anzugehören hat, nicht aber innerhalb einer Partei, sondern schlechterdings über den Parteen stehen muß; dann, sage ich, wird mich der Leser nicht beschuldigen, meinem Genrestück mittels des Druckwerks der Sophistik und der Stampfe der Rabulistik, Apologeme eingepreßt zu haben. Er wird im Gegentheil erkennen, daß diese (bezieht sich „diese“ auf das letzte oder die beiden ersten Substantive des vorigen Satzgliedes?) den eigensten Handlungen im Leben Beuß's frei von jeglichem Trugsal von selbst entquollen, ich einzig an letztere mich zu halten brauchte, um zur Blosslegung und Abwehr ihrer Entstellungen und Fälschungen durch Unkenntniß und Parteilidenschaft zu gelangen. Und er wird dann auch gerne zugestehn, daß mit der Einsicht in die Reinheit und Größe eines Verdienstes die Wärme der Anerkennung desselben zu steigen hat.“

Ohne Zweifel wird es auch den andern Lesern so gehen, wie dem Schreiber, nämlich, daß sie nicht Alles in diesen mächtigen Sätzen verstehen, die in jeder Stylistik als Probestücke für deutschen Satzbau figuriren dürften. Aber was man davon versteht, gibt wahrhaft überraschende Belehrungen über „Biographik“, Ziel und Mittel eines solchen „Biographikers“ und was damit zusammenhängt. Doch überlassen wir dies den Lesern selbst zu verdauen, wenn sie können. Mit Genugthuung sei nur darauf verwiesen, wie trefflich des Herrn Verf. Styl und Tiradik — warum sollte dies Wort nach dem Muster der „Biographik“ nicht gut sein? — mit der seiner Gesinnungs- und Geistesverwandten an der Donau harmonirt, der Inhaber und Pflieger des k. k. Bausackens und Stelzenstiles. Die Neue freie Presse und andere „fortgeschrittenste“ Repräsentanten deutscher Bildung und politischer Einsicht könnten beinahe eifersüchtig auf einen solchen stylistischen Rivalen werden.

Vor kurzem noch mochten sie sich ohnehin über Herrn Ebeling wegen allerlei Differenzen in einigen Grundanschauungen beklagt haben. Im vorigen Jahre (1869 steht auf dem Titel), erschien von ihm ein gleichfalls nicht unbelebtes Buch über Ludwig Weckherlin, jenes einst viel genannte publicistische Meteor des vorigen Jahrhunderts, das im gegenwärtigen freilich beinahe vergessen ist. Verdienstlich war es daher immerhin das Andenken dieses lüderlichen Genies wieder zu erneuern, wenn es gleich mit weniger Schwulst und Bombast und mit mehr positivem Wissen und Forschen hätte geschehen können. Weckherlin hat nun unter vielen seltsamen Einfällen auch einmal den gehabt, die Gestalt der Karte von Europa hundert Jahre nach seinem Tode, also etwa am Ende dieses neunzehnten Jahrhundert zu prophezeien. Darauf figuriren neben den Staaten Frankreich, England, Rußland auch die Staaten

Italien, Deutschland und Ungarn, zu wie man gestehen muß, im Jahre 1780 oder 90 noch wenig Aspecten vorhanden waren. Daß nicht bloß ein panegyrischer „Biographiker“, sondern jeder andere gewöhnliche Mensch einigermaßen in respectvolles Staunen ob solcher Divinationsgabe gerathen darf, versteht sich von selbst und jeder Leser wird es nur natürlich gefunden haben, daß Herr Ebeling nicht genug Worte des begeisterten Lobes darob anheben konnte, wenn man auch vielleicht gewünscht hätte, daß sie mehr auf der gemeinsamen Heerstraße des deutschen Styls und Sachbaues geblieben wären. Aber Jedermann mußte fast überzeugt sein, daß Herr Ebeling in diesem paläontologischen Gothaer seine eigene politische Ueberzeugung mit „panegyrisire“. Aber nicht bloß deshalb dürften seine neuesten Glaubensverwandten in Graf Beust noch vor wenig Monden wenig Freude an dem Verf. gehabt haben. Denn derselbe Herr Ebeling ist damals seinem damaligen Helden Weckerlin in einer anderen Marotte, in seinem grenzenlosen Judenhaffe, durch Dick und Dünn nachgegangen und hat hinter ganz Israel ein wahrhaft furchtbares christlich-germanisches Hepp, Hepp ertönen lassen. Eben darum wird uns die Aufrichtigkeit seiner freundlichen Beziehungen zu jenen genannten Koryphäen deutscher Bildung und Freiheit an der Donau wieder recht zweifelhaft, er müßte denn irgendwo im Geheimen seine gründliche Bekehrung dargethan haben. In dem Buche „vom Grafen Beust“ sieht man sich vergebens, nach einer Palinodie dieser Art um, obgleich öfter dazu Gelegenheit gewesen wäre, namentlich wenn es dem Verfasser gefallen hätte, uns das Bild des Helden auch mehr von der privat-menschlichen Seite zu zeigen, z. B. in der Familie, in der Geselligkeit, zu der er ja so ausnehmende Talente besitzen soll, auf Wegen und Stegen im Kauf und Lauf des Tages, auf der Börse, in Wechselcomptoirs zc., und nicht bloß immer in den großen Scenen von politischen Haupt- und Staatsactionen. Aus jenem idyllischen Bereich häuslichen und menschlichen Waltens und Webens, das dem deutschen Herzen so unendlich wohlthut, findet sich hier nichts Merkwürdiges als die Anekdote von der tölpelhaften wendischen Amme des Heroen, die 12 Flaschen Rheinwein, statt sie selber, wie sie sollte, auszutrinken, zu einem Bade für das liebe Kind verwandte, wovon dieses ob übermäßigen Nervenreizes fast zu Grunde gegangen wäre. Sonst aber, was die Hauptsache selbst, das staatsmännische Wirken des Freiherrn betrifft, bleibt der Verfasser wie lobend anerkannt werden muß, seinem Programme, das oben mitgetheilt wurde, ganz treu. Er druckt nämlich nur die Staatschriften, Reden und übrigen Aeußerungen des Helden oder seiner zuverlässigen und durch Feuer und Wasser erprobten Diener hoher und niederer Titel meist wörtlich ab, wobei er sich die Mühe hätte sparen können, sie wie er angiebt, aus den Originalen des Dresdener Archivs zu entnehmen, da sie alle ohne Ausnahme schon

lange anderswo gedruckt waren. Aber wahrscheinlich wollte der Verf. zeigen, daß er sich nicht umsonst herzoglich sächsischer Archivrath nennt und dieser Grund genügt in der That. Was die unverschämten Gegner darauf gesagt und geschrieben haben, mag man billig anderwärts nachlesen, weil es ja auch schon oft gedruckt worden ist. Herr Ebeling, wohl fühlend, daß sein Publicum Abwechslung verlangt und durch ein bloßes Conglomerat von Deductionen, Staatschriften, Kammerreden zc. gelangweilt würde, beschafft diese Abwechslung dadurch, daß er nach und nach den ganzen Vorrath, den die deutsche Sprache an Verbalinjurien besitzt, aufmarschiren läßt und damit die Gegner seines Helden und deren teuflische schwarzweiße Pläne todtschlägt. In dieser Hinsicht dürfte das Buch noch ein besonderes Interesse, auf das der Verfasser nicht gerechnet hat, beanspruchen, und man kann es allen denen, die sich mit deutschen lexicallischen Studien und Sammlungen befassen, nicht genug empfehlen, zumal viele originelle und lebenskräftige Neugebilde darin zu finden sind. Auch der „Stuttgarter Beobachter“, die bayrische „patriotische“ Presse und ähnliche Repräsentanten deutscher Cultur und Gesinnung könnten hier noch manches brauchbare auslesen, zumal sie selbst in eigener Erfindung auf sprachlichem Gebiete — auf dem der Erfindung von Thatsachen, was man sonst schlankweg Lügen und Verleumdungen heißt, wird ihnen Niemand eine unvergleichliche Fruchtbarkeit bestreiten — wenig fruchtbar sind und immer noch von manchem Höckerweibe auf dem ersten besten Markte überboten werden. Um aber noch unser specielles Interesse an dem Buche zu bethätigen, machen wir den Herrn Verfasser darauf aufmerksam, daß er sich einen nicht unwichtigen Zug aus dem Leben seines Helden, des damaligen Freiherrn, jetzigen Grafen Beust hat entgehen lassen. Vielleicht ist die Gile schuld, mit der der erste Band auf das Drängen vieler sehnsüchtig Harrenden, wie die Vorrede klagt, gleichsam zu früh geboren werden mußte. Nämlich aus jenen dunkeln Tagen von 48/49, vor der Uebnahme des königlich sächsischen Portefeuilles, (Tagen, von denen Herr Ebeling wenigstens so weit es seinen Helden angeht, sehr wenig zu berichten weiß, außer daß der Edle durch seine persönliche Liebenswürdigkeit sich die beträchtliche Erbschaft einer alten grimmigigen Tante zuzuwenden wußte), ließe sich als Lückenbüßer erzählen, nöthigenfalls auch belegen, wie der Held, in Sachsen ohne festen Halt, sich ernstlich um eine Unterkunft in Preußen bemühte, wie man ihn aber dort — sehr mit Unrecht — schönöde abfertigte, worauf dann als ein Deus ex machina der sächsische Ministerposten ihn auf die Bahn seiner Triumphe, zunächst über das perfide Preußen führte.

Schließlich wollen wir unseren wahrhaft aufrichtigen Dank für Herrn Ebeling nach alter Sitte in einige gute Wünsche einkleiden. Weil wir aber fürchten müssen, bei der Ueberfülle unseres Herzens gar zu weitläufig

zu werden, drängen wir sie nach ächter Pedantenart in folgende Nummern zusammen.

1) Da der Arbeiter seines Lohnes werth ist, möge dem Verf. gelingen, dereinst uniformgeschmückt in ebenso schmuckem Stich zu prangen, wie das „sauber in Stahl gestochene“ Porträt des Helden vor dem Titel paradiert.

2) Wenn Herr G. nach Vollendung oder auch, wie bei einer so überaus thätigen Feder zu vermuthen, noch vor Vollendung des „Graf Beust“ das Bedürfniß ankommen sollte, ein neues „Gebilde mit apologetischen Tinten“ zu überziehen, so wünschen wir, daß dies ein solches sein möge, welches mit dem eben fabricirten eine natürliche innere Verwandtschaft habe. Es ist bekanntlich sehr störend, beziehungsweise gesundheitsgefährlich, wenn der Mensch durch die Sprünge des Wetters genöthigt wird, heute den Pelz und morgen den Sommernanking anzulegen; ebenso fatal ist es für einen Autor, der sich grundsätzlich für „sittlich verpflichtet“ hält, den jedesmaligen Helden durch vollständiges Abschachten und Verspeisen aller seiner Widersacher zu „panegyrisiren“, wenn er dabei von Hinz zu Kunz, von Beust z. B. etwa zu Herrn v. Bismarck springen müßte. Auch wäre es wirklich schade, wenn sich Herr Gbeling aus einem anderen Kreise, etwa aus dem, in welchem Beust das geringst mögliche Maß von Verehrung, das überhaupt unter Menschen gezollt wird, genießt, ein Object erlesen wollte. Wir und viele andere Leute müßten ihm dann zurufen: Schuster, bleib bei Deinem Reisten!

3) Da ohne Zweifel Herr Gbeling die Absicht hegt, dieser Darstellung einer „abgeschlossenen“ Periode aus dem Leben seines Helden die einer anderen ebenso hübsch und „rund abgeschlossenen“ folgen zu lassen, so bitten wir die Mächte, welche die Geschicke der Welt und der Völker lenken, daß sie diesen billigen Wunsch möglichst bald und mindestens ebenso reichlich und tadellos erfüllen möchten, wie es im Jahr 66 mit der „ersten“ Periode der staatsmännischen Laufbahn des Helden geschehen ist.

Der deutsche Sünden und der Lasker'sche Antrag.

Eine Stimme aus Schwaben.

Anfang März.

Daß es zu einer öffentlichen Erörterung der badischen Frage im Reichstag gekommen ist, wird vielleicht nirgend weniger bedauert, als bei uns im